da machte der Weltkrieg 1914 allem ein Ende. Niemand wollte das Wagnis auf sich nehmen, im Kriege zu bauen.

Nach dem Kriege war zunächst an kein Bauen mehr zu denken. Die bescheidenen Mittel wurden für Instandsetzungsarbeiten und Ergänzung der Einrichtungsgegenstände gebraucht. Doch bald wagte man sich an größere Aufgaben. 1920 erstellte man im großen Saal eine Orgel, eine Sache, die sich allerdings nicht bewährt hat. 1921 wurde eine Kühlanlage erstellt, 1924 das Weinzimmer geschaffen. Im folgenden Jahre erweiterte man den großen Saal um 7 Meter. Man muß den Mut bewundern, mit welchem die Gesellen diese Aufgaben anpackten; denn gerade in jenen Jahren herrschte hier bitterste Arbeitslosigkeit. 1930 wurde noch für die 49 gefallenen Mitglieder des Vereins eine würdige Gedenktafel geschaffen.

So schritt man in einer Zeit voll Not und Elend zur Vorbereitung auf das Fest des 75jährigen Bestehens des Vereins. Der politische Himmel des Jahres 1932 war grau in grau. Kommunisten und Nationalsozialisten kämpften um die Macht im Reiche, und beide waren grimmige Feinde der Gesellenvereine. Viele rieten ab, das Fest zu feiern; allein der Gedanke, daß gerade in solchen Zeiten ein Häuflein Aufrechter manchen Schwankenden Halt zu geben vermochte, siegte schließlich über alle Bedenken.

Das Jahr 1933 brachte den Sieg der Nationalsozialisten. Gegenüber anderen katholischen Häusern kam das Vereinshaus noch verhältnismäßig glimpflich über die Zeit des Dritten Reiches hinweg, wohl deshalb, weil dort viele Arbeiter wohnten und verköstigt wurden. Doch wurde das Gebäude, um es den Zugriffen der Partei zu entziehen, der katholischen Pfarrgemeinde übereignet. Nur einmal wurde das Vereinshaus von der Partei für kurze Zeit geschlossen und das Geld beschlagnahmt. Die Türen wurden versiegelt. Nach wenigen Tagen schon wurden jedoch alle diese Maßnahmen rückgängig gemacht. Während des letzten Krieges diente das Vereinshaus einige Jahre als Russenlager. Die Insassen zerschlugen 1945 die gesamte Einrichtung in sinnloser Wut.

Nach Freigabe des Gebäudes wurden die Räume sofort wieder hergestellt. Doch zeigte es sich immer mehr, wie unzulänglich, unpassend und ungemütlich beide Häuser waren. Sollte man gründlich umbauen oder neu bauen? Ein Umbau wäre wahrscheinlich teurer gekommen als ein Neubau. So entschloß man sich zu letzterem. Das alte Haus wurde ganz, das neue bis auf den Saal fast vollständig abgebrochen. Der stattliche Neubau erstand unter tatkräftiger Mithilfe der Mitglieder. Im Mai 1956 konnte er als Hotel Pelikan eröffnet werden.

Heute ist der Katholische Gesellenverein aus dem Leben unserer Stadt nicht mehr wegzudenken. Er ist ein trefflicher Sammelpunkt des werktätigen Volkes, für dessen Weiterbildung, Unterhaltung und Freizeitgestaltung er auf sinnvolle Weise sorgt. Nicht nur ein leistungsfähiger Singchor, auch eine Musikkapelle, eine Schützenabteilung und eine Krankenzuschußkasse zeugen von dem regen Leben in dem Verein. Dazu kommen noch die vielen Vorträge, welche den Mitgliedern geboten werden. In Bälde wird dem Verein auch noch ein Erholungsheim zur Verfügung stehen, das auf luftiger Höhe bei Bargau erstanden ist. Und nun: Wohlauf mit Gottes Segen ins 2. Jahrhundert!

Vom Schwäbischen in der Gmünder Gegend

Jedermann weiß, daß das Deutsche in verschiedenen Mundarten gesprochen wird, z. B. als Schwäbisch, Fränkisch, Sächsisch usw. Aber auch die einzelnen Mundarten weisen große Unterschiede auf. So spricht der Oberschwabe anders als der Niederschwabe, der Rieser anders als der Aelbler. Schon in Lorch spricht man anders als in Gmünd. Das Wort „Lorch" z. B. wird in Gmünd mit tiefem offenem o gesprochen, die Lorcher dagegen sprechen den Namen ihrer Heimatstadt mit einem hohen geschlossenen o, und nach dem „r" hört man ein verschämtes „i", das dem Gmünder „Lorch" fehlt. Wie es zu diesen Unterschieden in den Mundarten kam, ist noch nicht restlos geklärt. Manchmal allerdings liegt eine Erklärung auf der Hand. So sprechen die katholischen Altgmünder „Seele, selig, Lehrer" mit hellem „e", während die evangelischen Altgmünder diese Wörter als Säle, sälig, Lährer aussprechen. Die hiesige evangelische Bevölkerung ist eben größtenteils aus Altwürttemberg eingewandert und hat die dortige Mundart mitgebracht. Da außerdem, bis die Gemeinschaftsschule eingeführt worden ist, die evangelischen Kinder fast nur von Lehrern aus Altwürttemberg unterrichtet worden sind und die hiesigen evangelischen Pfarrer ebenfalls fast alle von dorther stammten, so konnten sich einzelne mundartliche altwürttembergische Ausdrücke inmitten des Gmünderischen durch Jahrzehnte halten.

Professor Fischer, Tübingen, hat sich ein Leben lang mit diesen Unterschieden im Schwäbischen befaßt und einen großen Atlas herausgegeben, welcher zeigt, wie sich die Aussprache des Schwäbischen in den einzelnen Orten ändert. Er hat eine Anzahl von Wörtern herausgesucht, und dann dargestellt, wie verschieden diese je nach dem Dorfe ausgesprochen werden. Den Gmündern ist z. B. gut bekannt, daß man in Mögglingen, Schechingen usw. auf die Hoaksat (Hochzeit) geht. Die

Wetzgauer, Straßdorfer usw. aber gehen auf die Hauchzig. Ein Kind kann in Heuchlingen roate (rote) Haare haben, zieht es aber nach Waldstetten oder Wetzgau, so werden die Haare plötzlich raut. Jedermann weiß auch, daß es in Spraitbach, Gmünd usw. Milch gibt, die Waldstetter, Rechberger usw. aber liefern Milach ab. Wenige km östlich von Gmünd zieht sich eine deutliche Grenze des Schwäbischen hindurch. Einem Igginger, dessen Mutter aus Herlikofen stammt, ist dieses längst schon aufgefallen, und er hat in der folgenden netten Arbeit diese Sprachgrenze zwischen Iggingen und Herlikofen herausgearbeitet.

A. D.

Von der Sprachgrenze zwischen Iggingen und Herlikofen

Erst eine Scherzfrage: Wo hört der Igginger „Klea" (Klee) auf? Am Hohlenbronnen, denn auf der Herlikofer Markung wächst der Herlikofer „Klae". In Iggingen fällt „dr Schnea", in Herlikofen „dr Schnae", während es doch in beiden Orten schneit. Und wenn ich einen evangelischen Igginger frage: „Wohin gehst du zum Gottesdienst?" so meint er: „Noch Roat", der Herlikofer: „Noch Raot" (Täferrot). Die Igginger haben „Oare" und die Herlikofer „Aore" (Ohren).

Nun fragen wir uns: Was steckt hinter diesen Unterschieden in der Aussprache zwischen 2 benachbarten Dörfern, die noch zudem durch Jahrhunderte hindurch der gemeinsamen Urpfarrei Iggingen angehörten?

Alle oben angeführten Aussprachen gehören der schwäbischen Mundart an. Das Breitquetschen von langen Selbstlauten (Not, Schnee) zu Doppellauten (Noat, Naot; Schnea, Schnae) ist eines der Hauptmerkmale des Schwäbischen. Hierin drückt sich einerseits die breite Behäbigkeit des Schwaben aus. Andererseits sehen wir darin die Anhänglichkeit ans Althergebrachte, den konservativen Sinn. Denn Schnee hieß ums Jahr 800 n. Chr. sneo, vor 2000 Jahren snaiws. So hat sowohl das Igginger wie auch das Herlikofer Schwäbisch durch 60 Generationen hindurch das Andenken an diese früheren Formen bewahrt. Die hier gebräuchlichen Worte „Knäusle", Heu „liechen", ein „räßer" Rettich, „Kutter" lassen sich bis zur Völkerwanderungszeit zurückverfolgen, während das Hochdeutsche diese Wörter ausgeschieden hat.

Eigenartig ist, daß zwischen Herlikofen und Iggingen die Grenze des Mittel- und Ostschwäbischen verläuft. Die wichtigsten Erkennungsmerkmale ist die verschiedene Aussprache des mittelhochdeutschen ê und ô. Iggingen, Leinzell und Eschach sind bereits ostschwäbisch, während Herlikofen, Täferrot und Ruppertshofen mittelschwäbisch sind. Bis zu dieser Linie herrschte der sprachliche Einfluß des Herzogtums Württemberg vor, während östlich davon die Propstei Ellwangen im Verein mit den Reichsstädten Aalen, Giengen und Ulm ein Bollwerk bildeten. In Herlikofen machte sich natürlich der wirtschaftliche und sprachliche Einfluß Gmünds stärker bemerkbar als in dem östlicher gelegenen Iggingen.

Nun benützt aber sowohl ein Igginger wie ein Herlikofer in Ausnahmefällen das Schimpfwort „Waedag", hochdeutsch „Wehtag". Zu wehe sagen aber die Igginger „wea", die Herlikofer aber „wae". Dieses Scheltwort kann also nicht in Iggingen gewachsen sein, sondern wurde aus den benachbarten mittelschwäbischen Dörfern eingeschleppt. Das heutige Weh ist das germanische wai, das wieder mit dem lateinischen vae, das einen ähnlichen Sinn wie das deutsche „wai" hat, urverwandt ist. Auch in diesem Falle hat unser Landvolk durch zwei Jahrtausende hindurch ein Sprachaltertum bewahrt.

O. N.

Der letzte Uhu im Kreise Schwäbisch Gmünd

Carl Fischer

Es mag 1885 oder 1886 gewesen sein; ich war damals sechs, mein Bruder zwölf Jahre alt, als es uns einfiel, nach der Höhle zu sehen, wo vermutlich ein Uhu hauste, dessen Schrei allabendlich im Dorfe gehört wurde. Also machten wir uns eines Tages, barfuß natürlich, auf den Weg zum Scheuelberg mit seinem zweigespaltenen Fels. Mit Händen und Füßen uns an jede Klippe klammernd, erreichten wir bald die Höhe. Mein vorankletternder Bruder flüsterte mir hehlings zu: „Da ist's!" Im gleichen Augenblick rief er erschreckt: „Huh!" und tastete hastig mit den Füßen wieder abwärts. Ich, ebenfalls schon dicht an der Kluft, sah zu meinem blassen Schrecken im selben Augenblick ein großes Etwas mit zwei gelben Lichtern vollkommen lautlos aus dem